

St. Peter in den Osterjubil ein und kehren dann alsogleich in ihre Heimat zurück, um dort die Auferstehung des Herrn zu verkünden. So hat auch die Volksfrage sich tätig erwiesen, um diese heilige Zeit auszuschnücken.

Am Karfreitag findet die Segnung des neuen Feuers statt, das vor der Kirchenthür mittelst eines Feuersteins geschlagen wird zur Erinnerung daran, daß Christus der Eckstein ist, den die Juden einst verworfen, der aber als das Licht der Welt gekommen ist, von dem allein die Menschen Erlösung und Gnade hoffen dürfen. Das neue Licht wird in die Kirche getragen und daran die Kerze angezündet, die sich in drei Aeste verzweigt. An drei Stationen singt der Diakon dabei die Worte: „Lumen Christi.“ Die ganze heilige Handlung ist reich an tiefsinniger Symbolik. Die drei Stationen, an welchen die Botschaft „Lumen Christi“ verkündet wird, sind: a) Beim Taufsteine am Eingange der Kirche und der Station der Katechumenen; jetzt denkt man dabei an die Kinder, für welche die Kirche die Erleuchtung durch Christus wünscht. Der Heiland ist das wahre Licht, das einen jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt; b) in der Mitte der Kirche den anwesenden Gläubigen; c) im Sanktuarium (Chor) den Priestern und Alerikern. Für jede dieser drei Klassen hat die eine Botschaft verschiedene und besondere Bedeutung — ein Ursprung der Kerze in drei Aeste sich verzweigend. Unter Absingung des Exultet, d. i. ein Ausruf zur Freude über den Triumph Christi, wird dann die Osterkerze geweiht. Nach den Worten der Weihe soll sie hinweisen auf die Wolken- und Feuerssäule, die dem Volke Israel bei seinem Auszuge aus Aegypten zum Schutz und Licht gegeben war bei Tag und Nacht, und auf die Erfüllung dieses Vorbildes, Jesum Christum, das erhabene Licht der Welt, das nach scheinbarem Erlöschen herrlich wieder aufgegangen ist und uns aus der Dienstbarkeit der Sünde errettet hat. Hieran schließt sich die Weihe des Taufbrunnens, nach welcher die Litanei von allen Heiligen gesungen wird. Gegen das Ende dieses Litaneigesanges bekleidet der Priester sich mit dem weißen Messgewande, um Gott an dem wieder erleuchteten und geschmückten Altare im Andenken an die Auferstehung des Heilandes das heilige Opfer darzubringen. Unter dem Läuten aller Glocken wird wieder das Gloria angestimmt, und daran schließt sich das dreimal wiederholte Alleluja, d. i. der Siegesgesang des Auferstehungsfestes.

Das Bild des „Guten Hirten“ in der altchristlichen Kunst.

Von Clericus Christophilus.

Es ist eine immerhin auffällige Erscheinung, daß unter den ikonographischen und plastischen Darstellungen der ältesten christlichen Kunst das Bild des „Pastor bonus“ entschieden vorwaltet. Den

Grund dessen zu erfahren dürfte nicht allein für Freunde der Archäologie, sondern auch für weitere Kreise von Interesse sein. Dies um so mehr, da selbst in den durch Umfang und Gründlichkeit hervorragendsten Werken aus deutscher Feder auf dem Gebiete der christlichen Kunst — trotz des sehr zahlreichen, mit staunenswerter Sorgfalt gesammelten und mit viel Kunstsinne besprochenen, auch hier mehrfach verwerteten Details — hierüber kein befriedigender Aufschluß zu entdecken ist. Denn, wenn z. B. Dr. Fr. K. Kraus in seiner „Geschichte der christlichen Kunst“ (I, 101) sich bezüglich dieser Frage auf die Bemerkung beschränkt: „Der innere Wert dieses Symbols, die umfassende trostreiche Idee, welche es nahelegt, hat den Pastor bonus zweifellos schon seit dem 2. Jahrhundert zum beliebtesten und häufigst verwendeten Symbol der alten Christusdarstellungen gemacht“: so kann der hiemit namhaft gemachte Grund für sich allein doch unmöglich als eine ausreichende Erklärung der in Rede stehenden Tatsache betrachtet werden. Behauptete ja doch eben dieser Grund sachlich den gleichen Vollenwert auch für alle nachfolgenden Jahrhunderte bis zur Gegenwart, in denen trotzdem der „Gute Hirt“ von anderen Typen in den Hintergrund gedrängt wurde. Noch weniger reicht zur Erklärung jenes hohen Ansehens der evangelische Ursprung des „Pastor bonus“-Gedankens hin, da — außer dem bereits erwähnten Umstande — der gleiche Ursprung nicht minder auch anderen Darstellungen unseres Herrn zu Grunde liegt. Der wechselnden „Mode“ aber kann im Schoß der Kirche kein derartiger Einfluß zuerkannt werden, daß sie für sich allein eine befriedigende Lösung zu bieten vermöchte.

Ob der hier versuchten Aufhellung dieses Problems auch irgendwelche aktuelle Bedeutung zukomme oder nicht, wird sich im Anschluß daran aus der Erörterung einer einschlägigen Notiz ergeben.

I.

Es scheint nicht allzuschwer, den besonderen Gründen und Umständen, welche außer den angezogenen allgemeinen in der obschwebenden Frage Einfluß geübt haben, auf die Spur zu kommen. Es gilt nur eine etwas sorgfältigere Umschau auf dem Gebiete der heidnischen sowohl wie der christlichen Archäologie und der damaligen Zeitlage zu halten. Doch zunächst noch eine Vorbemerkung.

Man kann in der Hauptsache zwei Arten altchristlicher Darstellungen unterscheiden, in denen Christus als Hirt erscheint. Es ist erstlich die stereotyp gewordene Form des sogenannten „Guten Hirten“ im engeren oder eigentlichen Sinne: jene nämlich, die einen Hirten mit einem Lamm oder Schäflein — auf manchen Katafombenbildern ist es eine Ziege — auf den Schultern (bisweilen auch an der Brust) vor Augen stellt. Die anderweitige Ausstattung dieses Hirten besteht meistens „in einer kurzen hochgeschürzten Tunika und einem Hirtenstab, zuweilen auch noch in einer Hirtentasche,

der siebenstimmigen Hirtenflöte oder einem Milcheimer, der zu seinen Füßen steht". Seine Stellung ist meist ausschreitend oder stehend — Die andere Darstellungsart führt den Herrn als Schäfer oder Hirten vor, der — ohne Schäflein auf den Schultern oder an der Brust — sitzend oder stehend in der Mitte, bezw. in der Nähe seiner Schafe weilt. Diese letztere Form findet sich viel seltener als die erstgenannte, so daß mit Bezug auf diese von einem Voralten des Pastor bonus keine Rede sein könnte. Die Frage nach den Gründen der so hervorstechenden und auffälligen Popularität, mit der wir uns hier befassen, beschränkt sich demzufolge auf die Darstellung des „Guten Hirten“ im bezeichneten engeren und herkömmlichen Sinne. — Nun zur Sache selbst.

Folgende Momente, die sämtlich entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise nur den ersten Jahrhunderten eignen, dürfen hier jedenfalls nicht außer acht gelassen werden. Dieselben gruppieren sich von selbst in äußere und innere Umstände oder Gründe.

Äußere Gründe.

1. Zunächst ist es der Umstand der gänzlichen Unverfänglichkeit oder Ungefährlichkeit der „Guten Hirten“-Darstellung den Augen der Heiden gegenüber, die hervorgehoben werden muß. Diese Eigenschaft gründete sich größtenteils auf die Ähnlichkeit des „Guten Hirten“ mit der heidnischen Darstellung des mythologischen Merkur als Herden- und Hirtengottes, speziell als Hermes Κροκόροτος;¹⁾ zumal derselbe sowohl in dieser Gestalt und Eigenschaft als auch anderweitig bei den Heiden ungemein beliebt war.²⁾

¹⁾ Die einzige leicht erklärliche und ebenso leicht ausführbare Abweichung, betrifft die — ohnehin relativ ziemlich selten angebrachte — Hirtenflöte. Während nämlich der Hirtengott Merkur-Hermes dieselbe in der Hand trägt oder zu spielen scheint, hängt sie dem „Guten Hirten“ stets zur Seite. Die Ausstattung des Pastor bonus mit dem Monogramme, dem Nimbus oder den sieben Sternen findet sich erst spät, als nämlich die Zeiten der Gefahr vorüber waren. (Vgl. Kraus I, 101.) — ²⁾ War doch besonders in Griechenland in und außerhalb der Städte kein anderes Götzenstandbild auf öffentlichen Plätzen, Straßen und an Wegscheidungen häufiger zu sehen als das des Hermes. — Diese Beliebtheit beruhte teils auf der Vielseitigkeit der Hilfe und des Schutzes, welche diesem Gott zugeschrieben wurde; teils auf dem Charakterzug reiner Güte und reinen Wohlwollens im Bunde mit jugendlich frohsinniger, mitunter harmlos schalkhafter Munterkeit, den man in ihm erblickte, ohne Beimischung irgend welcher Strenge, Strafgerechtigkeit oder Rachsucht; teils auf dessen Amte als Ψυχωργός oder Geleiter der Seelen der Verstorbenen in die Unterwelt, in welcher Eigenschaft (nach heidnischer Vorstellung) jeder Mensch ohne Ausnahme einmal mit ihm in Berührung kommen mußte; teils endlich wohl auch auf der freundlich anmutigen (bartlosen) Jugendgestalt, in der er durchgängig dargestellt wurde. Als Hirtengott mußte dessen Beliebtheit in der römischen Kaiserzeit — zumal der ersten Periode — noch durch den Umstand gesteigert werden, daß damals idyllische Hirtenzenen und künstlerische Darstellungen aus der friedlichen Stille und Genügsamkeit des Hirtenlebens selbst auf der Bühne sehr populär waren und auch — von den römischen Kaisern selbst — vielfach aus politischen Gründen gefördert und gepflegt wurden.

Sicherlich konnte keine andere Darstellungsform Christi des Herrn heidnischen Hässerblicken weniger auffällig und anstößig erscheinen als eben diese. Es bedarf aber wohl nicht der ausdrücklichen Erwähnung, daß die ersten Christen sich ohne Zweifel auch in ihren bildlichen Darstellungen die evangelische Weisung (Matth. 10; 16, 23), den Verfolgern sich nicht ohne Not zu verraten und preiszugeben, zur Richtschnur nahmen und überdies auch durch die Asketisziplin (nach Matth. 7, 6) zur größten Vorsicht in der Geheimhaltung der Glaubensgeheimnisse vor Uneingeweihten streng verpflichtet waren. Die auffällige Ähnlichkeit beruht außer dem Lamm oder Widder auf den Schultern des Hirten hauptsächlich auf der bis in die Zeit Konstantins durchgängig, mit nur seltenen Ausnahmen, festgehaltenen unbärtigen Jugendlichkeit. Alles übrige war wohl auch auf gewöhnlichen Genrebildern italischer und griechischer Hirten zu finden. Daß aber diese Ähnlichkeit den ersten Christen nicht im mindesten zum Anstoß gereichte, ist selbstredend und von vorneherein als Tatsache anzunehmen. Widrigensfalls hätten sie ja nur den bartlosen Typus mit dem bärtigen zu vertauschen nötig gehabt. Die Sache wird auch leicht erklärlich mit Rücksicht auf das Prinzip der Umdeutung oder höheren Deutung. Mittelfst desselben konnte nämlich aller Anstoß auch hier ebenso leicht beseitigt werden, wie bei manchen an sich stark sinnlichen, um nicht zu sagen, sogar einigermaßen anstößig klingenden Stellen des „Hohen Liedes“. Bezüglich des Lammes, Schäfchens oder Widders hatte es ohnehin keine Schwierigkeit. Die bartlose Jünglingsgestalt aber wurde entweder auf den Herrn in seiner himmlischen Verklärung oder auf die ewige Jugend des Gottessohnes, bezw. auf die nie alternde Unvergänglichkeit seiner Gottheit gedeutet. („Die Jugend des guten Hirten ist unvergänglich“ — sagt in diesem Sinne der heilige Augustin). Ohnehin mußte die Anwendung dieses Prinzips den ersten Christen sehr geläufig sein, da „die christliche Kunst der ersten Zeit — um mit Ruhn¹⁾ zu reden — überhaupt sehr viele Motive, besonders der Dekoration, mit der heidnischen gemeinsam hat“. Auch ist zu beachten, daß selbst inmitten des Heidentums eine dem Christentum verwandte Einfachheit der Sitten, Biederkeit und selbst Unschuld sich gerade in den ländlichen Hirtenkreisen nicht bloß nach den damals allgemein gelesenen Schilderungen Vergils,²⁾ sondern auch in Wirklichkeit noch am ehesten vorfand und vorfinden mußte.

Man ist übrigens nicht genötigt anzunehmen, daß jene christlichen Künstler die Ähnlichkeit mit Hermes direkt beabsichtigt hätten; möglicherweise konnten sie dieselbe auch wenngleich mit vollem Bewußtsein — nur indirekt oder nebenher permittieren. Besonders später, wo sie bereits vorhandene „Gute Hirten“-Bilder zum Vorwurf nehmen konnten, dürfte dies wohl gewöhnlich der Fall

¹⁾ Dr. P. Albert Ruhn „Allgemeine Kunstgeschichte“ (III, 98). — ²⁾ Vgl. Georg II. vv. 472 ff; 524 ff.

gewesen sein. Doch wäre auch gegen erstere Annahme (mit Rücksicht auf die Tristigkeit des Grundes und die Unschädlichkeit der Sache) nichts einzuwenden. Sachlich indes ist diese Frage hier von keinem weiteren Belang. Wie dem auch sein mag: jedenfalls kann weder die Tatsache jener Ähnlichkeit noch das in ihr liegende — für jene Zeiten höchst wichtige — Moment der Ungefährlichkeit **in Abrede gestellt werden**, das an und für sich der Verbreitung der „Guten Hirten“-Bilder mächtig Vorschub leisten mußte.

Die Wichtigkeit dieses Umstandes könnte demnach zur Erklärung des Vorkommens der Darstellungen des Pastor bonus in der altchristlichen Kunst für sich allein schon völlig ausreichen.¹⁾ Es gab indes noch andere Gründe.

2. Es ist — wenigstens nach Ruhn (III, 106) — Tatsache, daß die Repräsentanten der ältesten christlichen Malerkunst, die Katakombenmaler, gerade „in der Darstellung des „Guten Hirten“ besonders glücklich waren.“ Die selbstverständliche Folge mußte sein, daß sowohl die Auftraggeber als auch die Künstler selbst einer Darstellungsform, deren Ausführung von vornherein vor anderen treffliches Gelingen in Aussicht stellte, sich mit besonderer Vorliebe zuwandten. Zieht ja doch jedermann — wenigstens an und für sich — eine gut gelungene Darstellung einer schlecht oder wenig gelungenen vor.

Warum aber gerade diese Darstellung so gut gelang? Hierfür ist absolut kein anderer Grund ersichtlich²⁾ als jener, der mit der erwähnten Ähnlichkeit des „Guten Hirten“ in der von den damaligen christlichen Künstlern gewählten Konzeption mit dem widertragenden Hermes und mit der — allerdings nur äußerlichen und scheinbaren — Gemeinsamkeit des in Rede stehenden Motivs mit einer von der heidnischen Kunsttechnik schon seit Jahrhunderten liebevoll gepflegten und ausgebildeten Vorlage zusammenhängt. Dabei handelt es sich aber nicht um die Tatsache, den Ursprung, die Existenz des betreffenden Typus,³⁾ sondern lediglich um die Art und Weise, die äußere künstlerische Konzeption oder Komposition.

¹⁾ Die Ungefährlichkeit will hier selbstredend nicht als ein Moment eigentlicher Beliebtheit, eines besonderen inneren Wohlgefallens an den „Guten Hirten“-Bildern, aufgefaßt werden; es ist darin an sich nur ein Grund des häufigen Vorkommens zu erblicken. Noch weniger darf dem Verfasser die widersinnige Behauptung untergelegt werden, daß die genannte Ähnlichkeit mit Hermes als Grund jener Beliebtheit des „Pastor bonus“ zu betrachten sei; dieselbe war lediglich ein Grund der Ungefährlichkeit. — ²⁾ Wollte man etwa die Anlehnungen an gnostische „Pastor bonus“-Vorlagen als Erklärungsgrund aufstellen, so wäre dies — abgesehen davon, daß diese Hypothese sehr gewichtiger Bedenken wegen unannehmbar erscheint — schließlich doch nur ein *qui pro quo*. Denn die Gnostiker, welche in unstatthafter und nicht mehr christlicher Weise eine Verschmelzung des heidnischen Hellenismus mit dem Christentum anstrebten, nahmen in ihren „Guten Hirten“-Darstellungen, wenn sie solche überhaupt lieferten, sich ohne allen Zweifel ganz unmittelbar den Hirtengott Hermes zum Muster. Die katholischen Künstler hätten dann zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar dasselbe getan. Ob mittelbar, oder unmittelbar, ist hier sachlich völlig belanglos. — ³⁾ In diesem Sinne — und nur in diesem — ist ohne Zweifel auch Kraus Polemik (I, 101) gegen Rochette im Anschluß an die verschiedene Stellung der Hirtenflöte zu verstehen; widrigenfalls würde Kraus sich selbst widersprechen.

Weit davon entfernt, mit R. Rochette, der übrigens, — was Kraus entgangen zu sein scheint — später seine Ansicht selbst geändert hat (vgl. Kuhn III, 103), den Ursprung der christlichen „Guten Hirten“-Darstellung auf den erwähnten Hermes-Merkur zurückführen zu wollen — denn derselbe ist, wie schon bemerkt worden, ganz unstreitig evangelisch und skripturistisch (nach Joh. 10, 1—28; 21, 15—17; Luk. 15, 4—7; Matth. 15, 24; 18, 12—13; 1. Petr. 2, 25; 5, 1—4; Hebr. 13, 20; u. s. w.) —: kann man doch in der äußeren künstlerischen Komposition eine — sei es nun bewußte oder unbewußte,¹⁾ direkt beabsichtigte oder nur indirekt permittierte — Anlehnung an eine verwandte heidnische Vorlage hier ebensowenig wie anders wo in Abrede stellen, wenn und soweit diese durch Umdeutung, teils ohne, teils mit gewissen Abänderungen, einer Ausbeute für das Christentum fähig war. So wurden eben auch hier wieder die „*vasa Aegypti*“²⁾ in der sinnig verständigsten Weise der Verherrlichung des wahren Gottes dienstbar gemacht. Ueberhaupt „wirkt und schafft das Christentum“, wie Kuhn in dem angezogenen Werke (III, 98) mit Recht bemerkt, „nicht stoß- und sprungweise, nicht durch plötzliche Neugestaltungen und Veränderungen, sondern wie das Göttliche überhaupt schließt es sich in der Regel den bestehenden Bedingungen in Zeit und Raum und dem Gange der menschlichen Dinge an und reißt langsam, aber sicher, seine Gedanken und Werke“. Ueberdies konnten sich ohne wunderbares göttliches Eingreifen und ohne außerordentliche Befähigung von oben die ersten christlichen Künstler, selbst wenn die größten Meister der damaligen Kunsttechnik und Komposition sich sofort dem Christentum zugewendet hätten, nicht so ohne weiters „vom Entwicklungsang der römisch-heidnischen Kunst ablösen“. Um wie viel mehr mußte dies der Fall sein bei den unerfahrenen und weniger geschulten Kräften, deren sich die Christen wenigstens und zumal anfangs bedienen mußten! (Vgl. Kuhn III, 101.) — Außer der erwähnten allgemeinen Ähnlichkeit des „Guten Hirten“-Typus mit dem Hermes *κροκόβορος* in der äußeren Komposition spricht für die behauptete Anlehnung noch einer oder der andere Beleg. Es ist zunächst die schon erwähnte Vertauschung des Lammes auf des Hirten Schulter mit einer Ziege, wie sie sich auf einzelnen Katakombenbildern findet. Während eine Vertauschung des *κροκόβορος* mit dem *κροκότος* beim Herden- und Hirtengotte Merkur-Hermes ganz unverfänglich war und gar nicht selten vorkommen mochte, hat sie beim christlichen Pastor bonus etwas Befremdendes, weil vom Ideenkreise und der Redeweise des Evangeliums stark Abweichendes (vgl. Matth. 25, 32—33). Unter Voraussetzung der besprochenen Anlehnung erklärt sich dieselbe aber ganz füglich entweder als ein übereilter Fehlgriß des nachahmenden Künstlers, vielleicht auch als ein leicht begreiflicher, wohl oder übel angebrachter Scherz, oder als Ausdruck der auch in anderen Fällen beobachteten Tatsache, daß die allegorische Auffassung bisweilen vor der rein dekorativen stark oder gänzlich in den Hintergrund trat. — Ein anderer Umstand, der hier in die Wagschale fällt, ist die bereits erwähnte stark jugendliche, völlig bartlose Gestalt des „Guten Hirten“ auf fast allen Bildern jener ersten Periode. Da Christus seine geistliche Hirtenstätigkeit, soweit sie während seines Wandels hienieden bekannt wurde, nicht im jugendlichen Frühalter, sondern im bereits herangewachsenen Mannesalter geübt hat, mußte diese Darstellungsweise ohne einen sehr triftigen, ja zwingenden Erklärungs- und Entschuldigungsgrund ganz unnatürlich und tadelnswert erscheinen. Alle anderen Gründe nun, die man anführen mag, — z. B. die Absicht, Christi göttliche Ewigkeit oder Unveränderlichkeit anzudeuten — können immerhin als Akzessorien im Anschluß an einen anderen unabweisbaren Hauptgrund eine Geltung behaupten: für sich allein jedoch reichen sie dem Gegengewicht der historischen Wahrheit gegenüber nicht aus. Dies um

¹⁾ Unbewußt konnte die Anlehnung wohl nur ausnahmsweise bei solchen Künstlern sein, die, im Schoße einer christlichen Familie erzogen und von christlichen Meistern gebildet, von der heidnischen Mythologie, speziell über Merkur-Hermes, wenig oder nichts gehört hatten und bei ihren „Pastor bonus“-Darstellungen bereits vorliegende christliche Muster nachbildeten. — ²⁾ cfr. Exod. 12, 36; 25; 26.

so mehr, da ja Gottes Ewigkeit in späterer Zeit — und vielleicht auch an und für sich zutreffender — gerade umgekehrt durch den Typus des höchsten Greisenalters dargestellt zu werden pflegte in Uebereinstimmung mit dem göttlich autorisierten: „Antiquus dierum sedit“. (Dan. 7, 9.) Dieser in Rücksicht auf völlige Unverdorbenheit nötige Grund ist eben wieder in der Art und Weise jener Zeit zu suchen. Dies gilt besonders von der allerersten Zeit, wo die ersten „Guten Hirten“-Bilder entstanden und in welcher die Geheim-Disziplin strenger und allgemeiner gehandhabt wurde als später, nachdem teils infolge der Ausbreitung des Christentums, teils durch die öffentlichen Schriften der christlichen Literatur und Apologeten namentlich hinsichtlich der Christologie auch manche Geheimlehre in die Öffentlichkeit gedrungen war, und auf Grund derselben in der Wahrung der Ähnlichkeit der Erscheinung des „Guten Hirten“ mit dem genannten Hermes, der ausnahmslos in barloser Jünglingsgestalt dargestellt wurde. Es konnte demzufolge eben nur ein „Guter Hirt“ in barloser Jugendgestalt heidnischen Späheraugen völlig unverdächtig erscheinen. Eben darum findet man den Pastor bonns so häufig auf auf Gegenständen aus jener Zeit, welche die Gläubigen bei sich zu tragen oder in ihren Wohnungen aufzustellen pflegten, wie z. B.: Goldgläser, Ringe, Lampen, Becher u. s. w.) Ließ sich diese jugendliche Darstellungsweise noch überdies nach dieser oder jener Seite hin mit besonderen christlichen Glaubens- und Geheimlehren in Verbindung bringen: dann um so besser. Letzteres war denn auch, wie wir bereits angedeutet, tatsächlich der Fall. Da aber die „Guten Hirten“-Darstellungen die frühesten und ältesten waren,¹⁾ so erklärt es sich von selbst, wenn im Anschluß an diese die jugendliche Gestalt auch auf alle übrigen Christus-Darstellungen der ersten Jahrhunderte überging.²⁾ Denn abgesehen davon, daß diese Harmonie und konstante Konsequenz zur Wahrung der Unverdorbenheit der ersteren teils notwendig, teils dienlich erscheinen mußte: war hiebei ohne Zweifel auch das Wohlgefallen an den einmal — durch nachfolgende oder auch gleichzeitige Umdeutung — untergelegten idealen Bedeutungen der Jugendgestalt maßgebend; um so mehr, da sich diese Ausdeutungen nicht nur von selbst allmählich in der Auffassung der ersten Christen immer mehr festsetzen und einwurzeln mußten, sondern zweifelsohne auch vom kirchlichen Lehramte in diesem Sinne und in solcher Absicht verwendet wurden. Jedenfalls ist keine andere Erklärungsweise einfacher und natürlicher als diese. Zur Bestätigung des Gesagten dient auch der Umstand, daß die meisten Ausnahmen von der barlosen Jünglingsgestalt des „Guten Hirten“ erst spät, nachdem die Zeit der Gefahren und Verfolgungen vorüber war, sich finden, aber auch dann noch den vollen Charakter der Jugendlichkeit wahren.³⁾ Beides begreift sich obigen Umdeutungen zufolge von selbst. — Steht es überhaupt fest, daß „die frühchristliche Kunst der ersten drei Jahrhunderte eine gemeinsame Schöpfung des griechisch-römischen Geistes ist, durch christliche Vorstellungen befruchtet und geleitet“ (Kraus I, 87) oder wie Hergentröther (Kirchengeschichte I, 289) sagt, daß „die christlichen Künstler die Technik und die Formen der profanen Kunst benützten“: dann darf und muß auch der oben verzeichnete Grund des besonders trefflichen Gelingens der „Guten Hirten“-Darstellungen — die Anlehnung an die künstlerische Komposition des Hermes *κρσφορς*; — als ausgemacht und bewiesen betrachtet werden.⁴⁾

¹⁾ Vgl. A. Hauck: „Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst“. Heidelberg, 1880. S. 51. — Kraus (a. a. O. I, 101). — Ruhn: „Roma“, S. 74. — ²⁾ Auch Hauck (a. a. O.) ist dieser Ansicht. — ³⁾ Vgl. Kraus, I, 101. — ⁴⁾ Die Behauptung, die Ähnlichkeit mit dem genannten Hermes könne auch eine zufällige gewesen sein, wäre selbst dann nicht unverfänglich, wenn auch die drei erwähnten Schwierigkeiten: Des besonders trefflichen Gelingens — der sozusagen gewalttätigen, um nicht zu sagen ganz absonderlichen Abweichung vom historischen „Guten Hirten“ (genauer: von der historischen, eigentlichen und förmlichen „Guten Hirten“-Tätigkeit Christi) — der Vertauschung endlich des Lammes mit einer Ziege — nicht beständen. Denn da diese Ähn-

Ganz anders verhält es sich mit der Anlehnung an Asclepius oder Jupiter-Serapis zur Erklärung des bärtigen „Guten Hirten“ und Christustypus. Hier kann auch nicht der geringste probenhaltige Grund einer Anlehnung geltend gemacht werden. Die Paritas causae ist da gänzlich in Abrede zu stellen. Mit dem Zurücktreten der Arkandisziplin nach erfolgtem Siege des Christentums erklärt sich das Auftreten des bärtigen Typus ganz von selbst.

3. Ferner waren es die harten ärmlichen Katafombenverhältnisse, welche dadurch, daß sie die Gläubigen fast beständig und lebhaft an den bethlehemitischen Stall und das ärmliche Hirtenleben der „Erstlinge des Glaubens“ erinnerten, auch dazu angetan waren, die „Guten Hirten“-Bilder dem Gemüte und Verständnis auch der Reichen und Vornehmen unter den ersten Christen näher zu bringen und in besonders hohem Grade teuer und wert zu machen.

Uebrigens ist die Ähnlichkeit doch einmal vorhanden war und anderseits die Künstler nicht minder wie die Auftraggeber derartige Hermes-Merkurvorlagen nur allzuoft zu Gesicht bekamen — haben ja doch Rosette und Piper zahlreiche noch jetzt vorhandene Hermes *Κροκόβροπος*-Darstellungen zusammengestellt — wäre es doch wohl ungerneimt zu behaupten, daß ihnen diese Ähnlichkeit — zumal anfangs — **entgangen** sei. Ist sie ihnen aber nicht entgangen: warum beseitigten sie dieselbe nicht, zumal es doch so leicht gewesen wäre, falls sie daran Anstoß nahmen? Ohnehin konnte es auch in der heidnischen Kunst an Vorlagen bejahrter bärtiger Hirten nicht fehlen. Eine Tradition aber, daß Christi historische Leibesgestalt häßlich gewesen sei, an welche auch nur von ferne zu erinnern die christlichen Künstler Scheu getragen hätten, hat es nachweisbar nie gegeben. Und selbst wenn es eine solche gegeben hätte, würden die Künstler im Falle der Gefahr eines Anstoßes sich der Pflicht, entweder jene Scheu zu überwinden oder sich der „Guten Hirten“-beziehungsweise der Christus-Darstellungen ganz zu enthalten, sicherlich nicht entzogen haben. Auf die erst zu Beginn des dritten Jahrhunderts auf Veranlassung Tertullians und des Alexandriner Klemens an manchen Orten sich wahrscheinlich verbreitende Meinung hinsichtlich der erwähnten unvortheilhaften Leibesbeschaffenheit des Herrn kann man sich ebensovienig berufen. Denn bekanntlich finden sich „Gute Hirten“-Bilder mit bartlosem Jugendentypus schon in den ältesten Cömeterien und Katafomben, die theils in die apostolische Zeit, theils an den Ausgang des ersten, theils in die erste Zeit des zweiten Jahrhunderts hinaufdatieren. Daher würde selbst aus der Annahme, daß schon Justinus (Christ circa 136—166 n. Chr.) jener Ansicht gehuldigt habe, nichts von Belang gefolgert werden können. Es läßt sich aber aus dem Zweck und dem Zusammenhang seines ganzen „Dialogus cum Tryphone“ sowohl wie aus dem der betreffenden Einzelstellen, in denen man in jüngster Zeit eine solche Ansicht zu finden glaubte, leicht beweisen, daß Justinus daran nicht gedacht hat. Jedenfalls ist seine Ausdrucksweise allzu unbestimmt, als daß daraus die gegenteilige Ansicht sich hinreichend erhären ließe. Demnach ist es auch sehr unwahrscheinlich, daß ihm — wenigstens vor Tertullian und dem Alexandrinischen Klemens — auch nur irgend jemand eine solche Meinung beigegeben habe. Und schließlich waren ja die meisten — auch christlichen — Maler und Bildhauer jener Zeit Griechen oder stammten aus Griechenland, der Hauptstätte des Hermes-*Κροκόβροπος*-Kultus. Soweniger ist also die Annahme zulässig, daß ihnen — wenigstens und zumal anfänglich — jene Meinung beigegeben geblieben sei. — Den Einwand, daß ja alles, was nur von ferne an die heidnischen Götzen erinnerte, den echten Christen Abscheu einflößen, für minder echte aber gefährlich werden konnte, wird derjenige hier nicht erheben, der außer dem schon vorhin Bemerkten auch bedenkt, daß 1. ebendasselbe dann auch von den echten und minder echten Israeliten gegenüber den „vasa Aegypti“ behauptet werden mußte, die im Salomonischen Tempel, selbst in oder an der

Es ist aber schon bemerkt worden, daß die Katakombengemälde bis lange die ältesten waren, während die Mittel zur Herstellung und Kostenbestreitung solcher Darstellungen meist nur den Reichen und Bornehmen zu Gebote standen.

Bundeslade, in dieser oder jener Form und Weise sich vorfanden; daß 2. Christus unleugbar in drei Katakombengemälden (z. B. im prachtvollen Deckengemälde der Katakombe der heiligen Domitilla) auch in der Gestalt des Orpheus dargestellt erscheint, der vielen Heiden eben auch als ein Halbgott (Sohn Apollo's und der Muse Kalliope) galt und abgöttisch verehrt wurde; ja daß mehrmals in malerischen sowohl wie plastischen Darstellungen christlichreligiösen Inhaltes jener Zeit — um anderes hieher gehörige zu übergehen — Nereiden, Siegesgöttinnen, ja sogar Amoretten und Eroten als Dekorationsmotiv verwendet erscheinen; daß 3. joviale — besonders lateinische — Dichter des 15., 16., 17., 18. Jahrhunderts, und unter diesen auch tadellose Priester und Religiösen, ihr Absehen vor den heidnischen Götzen als solchen nicht abhielt — und zwar lebiglich auf Grund einer Kaprixe der damaligen Mode — in ihren Dichtungen mythologische Namen, Gestalten, Vorgänge und Handlungen oft bis zur Ueberladung heranzuziehen; daß 4. zur Zeit der römischen Kaiser, (ja schon vorher — wie aus Varro's „antiquitates“ hervorgeht —) den meisten gebildeten Heiden die mythologischen Gestalten und Erscheinungen nur als dichterische Allegorien und Personifikationen galten und daß es auch den Christen unbenommen blieb, diese Anschauung zu teilen; daß demzufolge auch ihr Absehen vor den Götzen — mit Ausnahme dessen, was an sich verwerflich oder unmoralisch war, — nicht den mythologischen Gestalten und Vorgängen **als solchen** gelten mußte, sondern nur dem Glauben an dieselben als realen Vorkommnissen oder Existenzen, d. h. jenem Elemente, wodurch die mythologischen Gestalten eben erst zu Götzen wurden; daß 5. ohne Zweifel diese Unterscheidung zwischen verabscheuungswürdigem dämonischem Götzentum und an sich ganz indifferenten dichterischen Allegorien in der Auffassung und Beurteilung der heidnischen Götterlehre — je länger desto mehr — auch bei den ungebildeten Christen, sich verbreitete, ja durch den Einfluß des Klerus schon von Anfang an allgemeine Verbreitung gewonnen haben konnte und daß für eine diesbezügliche Einflußnahme auch gewichtige Gründe vorlagen; daß 6. im Götzendienste selbst gar manches sich fand, was nicht so sehr Absehen als vielmehr Mitleid beanspruchte; daß aber Dinge der Mythologie, die an sich verwerflich waren oder doch der verdorbenen Natur auch bei Christen gefährlich werden konnten, von den christlichen Künstlern sicherlich überhaupt nicht dargestellt wurden, geschweige denn daß davon beim Hermes Kriophoros, zumal in dessen äußerer Gestaltung, eine Rede sein könnte; daß ferner, falls etwas dergleichen den **Schein** einer Gefahr für manche an sich tragen konnte, die „Wächter des Heiligtums“ gewiß dafür gesorgt haben werden, daß durch geistige christliche Umdeutung auch eine derartiger Schein ins gerade Gegenteil verkehrt wurde; daß 7. die Benützung und Heranziehung profaner heidnischer Formen seitens der Christen hier sowohl wie auch sonst nur aus triftigem Grunde erfolgte; daß, endlich 8., wie schon bemerkt wurde, die durch die Ähnlichkeit mit der Hermes-Darstellung bewirkte Ungefährlichkeit von uns zwar als ein Erklärungsgrund der großen Verbreitung, der Popularität im weiteren Sinne, nicht aber als Faktor einer eigentlichen Beliebtheit betrachtet wird; denn letztere kam von ganz anderen Gründen. — Dessen ungeachtet ist außer dem Bereiche der kirchlichen Kontrolle gegen die Möglichkeit einer auf **Ausnahmefälle** sich beschränken und nur **indirekt** gnostischen (d. h. von katholischen Uebearbeitungen gnostischer Schriften herstammenden) — Einflußnahme, nichts einzuwenden. Eine solche scheint sogar sehr wahrscheinlich und gestaltet die Erklärung der ganzen Sache noch ungezwungener und leichter.

4. Der „Pastor“ des Hermas, der in Italien geschrieben wurde und „in dem einen Teil seiner Zusammensetzung sicher noch eine Schöpfung des ersten Jahrhunderts ist“ (Kraus I, 81), besaß damals so hohes, fast kanonisches Ansehen, daß er in den Kirchen des Morgenlandes sogar bei den gottesdienstlichen Versammlungen der Gläubigen vorgelesen wurde. Dies mußte zur Fixierung der „Guten Hirten“-Idee in den Vorstellungen und Herzen der Priester sowohl wie der Gläubigen von ungemein großer Tragweite sein. Denn, wenn auch der im genannten Buche auftretende „Gute Hirt“ nicht Christus, sondern der Bußengel ist, so sind seine Funktionen denen Christi doch sehr ähnlich (Kraus ebd.).¹⁾ Ja gerade das erschütternde Moment eines „Bußengels“ war dazu geeignet, bei vielen noch tieferen Eindruck zu hinterlassen. Andererseits waren die Kirchen des Morgen- und des Abendlandes damals noch so wenig differenziert, daß sie jedenfalls in häufigem und lebhaftem Verkehre miteinander standen.

5. Bekanntlich wurden damals auch die „Acta Martyrum“ in den Versammlungen der Gläubigen öffentlich vorgelesen.²⁾ Zu Beginn des dritten Jahrhunderts nun gelangten binnen Kurzem die Leidensakten der heiligen Perpetua von Karthago, größtenteils von dieser selbst niedergeschrieben, in der ganzen Kirche zu hohem Ansehen und hervorragender Popularität. Letztere mußte demnach auch den „Guten Hirten“-Darstellungen zu Gute kommen und die Vorliebe für dieselben von neuem beleben, da in einer der interessanten und lehrreichen Visionen, mit denen diese Blutzugin begnadet worden war, Christus als Hirt oder Schäfer im himmlischen Paradiese erscheint. Es ist nicht zu verwundern, wenn gerade von der Zeit an besonders die Verwendung der „Guten Hirten“-Reliefs zur Sarkophag- und Grabornamentik in den Vordergrund zu treten begann. Für jene Leser, denen die erwähnte Vision nicht näher bekannt sein sollte, mag Perpetuas eigener Bericht in verdeutschter Wiedergabe hier folgen.

Nachdem Perpetua schon geraume Zeit mit zahlreichen anderen Christen (im Jahre 202 oder 203 n. Chr.) im Kerker zugebracht hatte, flehte sie auf Bitten ihres Bruders, der gleichfalls unter den Leidensgefährten sich befand, zu Gott, ihr kund zu tun, ob sie zum Leiden kommen oder freigelassen werden würden. Darauf hatte dieselbe folgendes Gesicht: „Ich sah — so schreibt sie³⁾ — eine außerordentlich hohe goldene Leiter, die von der Erde bis zum Himmel reichte, aber so schmal war, daß nur einer auf einmal dieselbe hinaufsteigen konnte. An den beiden Seiten dieser Leiter waren Schwerter, Lanzen, Sichel, Messer eingesteckt, so daß jeder unfehlbar von diesen

¹⁾ Kraus berichtet dies, wie auch anderes hier Benützte zu einem anderen Zwecke, bezüglich dessen er sich leider in einen Selbstwiderspruch mit Nachfolgendem verwickelt. — ²⁾ Vgl. Conc. Carth. III. c. 47. — Gerbert (Vet. liturg. alem. 1761, I, 4. 2). — ³⁾ Ruinart, Act. sinc. Mart. 92.

Werkzeugen verwundet wurde, der faumselig oder ohne den Blick beständig nach oben zu richten, hinaufstieg. Am Fuße der Leiter aber lag ein ungeheurer Drache, der jedesmal auf jene loszuschießen schien, welche die Leiter hinaufsteigen wollten. Der erste, der hinaufstieg, war Saturnus,¹⁾ der nicht bei uns²⁾ war, als wir verhaftet wurden, sich aber nachher unsertwegen freiwillig den Verfolgern überliefert hatte. Als er an der Spitze der Leiter angekommen war, wandte er sich um und rief mir zu: „Perpetua, ich erwarte dich; allein gib acht, daß dich der Drache nicht beiße“. Ich antwortete ihm: „Im Namen unseres Herrn Jesus Christus! Er wird mir nicht schaden“. Alsdann hob der Drache langsam, als ob er sich vor mir gefürchtet hätte, den Kopf von der Leiter; und da ich hinaufstieg, diente er mir zur ersten Sprosse. Als ich die Spitze der Leiter erstiegen hatte, sah ich einen unermesslich großen Garten, und in dessen Mitte saß ein Mann mit weißen Haaren, von hohem Wuchs, wie ein Schäfer gekleidet, der die Schafe melkte; rings um ihn aber stand eine unzählbare Schar, angetan mit weißen Gewanden. Er rief mich mit Namen und sprach zu mir: „Sei willkommen, meine Tochter!“ Dann gab er mir etwas von der geronnenen Milch (etwas Käse von der Milch), die er gemolken hatte; ich empfing es mit zusammengefalteten Händen und aß, und alle die Umstehenden sagten: Amen. Auf den Laut dieser Stimme erwachte ich, fühlte aber noch eine unaussprechliche Süßigkeit von der himmlischen Speise in meinem Munde. Ich erzählte dieses Gesicht meinem Bruder und wir schlossen daraus, daß uns der Martyrertod bevorstehe“.

Der Eindruck dieser Vision mit Rücksicht auf Christus den Hirten mußte bei den damaligen Christen sich noch steigern durch den Umstand, daß das schon zuvor — wie oben bemerkt worden — auf den „Guten Hirten“-Bildern bisweilen figurierende Milchgefäß hinsichtlich des Inhaltes (Milch, bezw. Käse) als Symbol der heiligen Eucharistie aufgefaßt wurde, wie dies vom heiligen Ambrosius ausdrücklich bemerkt wird und es schon das Epitheton „*πλακτοσύνης*“ nahegelegt, mit dem der Alexandriner Clemens im zweiten Jahrhundert die Christen bezeichnet. Auch galt die eucharistische Himmelspeise als die wesentlichste Hauptstärkung für den bevorstehenden Martertod.

Wenn aber trotzdem, daß Christus in der angeführten Erscheinung nicht als jugendlichen, sondern als greisen Hirten mit Silberhaaren sich zeigte, die Christen auch fortan an der vorigen künstlerischen Tradition der bartlosen Jünglingsgestalt festhielten, so können wir hierin nur einen neuen Beleg für den vorhin behaupteten Ursprung dieser Darstellungsweise und für deren erstes Hauptmotiv erblicken. Auch das Gesicht des Saturnus, das — von diesem selbst aufgezeichnet — der Leidensgeschichte der heiligen

¹⁾ Priester und Lehrer der heiligen Perpetua. — ²⁾ Außer ihr: Revokalus, Sekundulus, Saturninus, Felicitas.

Perpetua eingefügt wurde, kann im dritten Jahrhundert von Einfluß gewesen sein. Wir lesen nämlich in demselben (a. a. O. ebd.): „Et vidimus eodem loco sedentem quasi hominem canum, niveos habentem capillos et vultu juvenili, ejus pedes non vidimus.“ Mit Rücksicht auf die Ausdrücke „quasi hominem“, „canum“ etc., „ejus pedes non vidimus“ konnte man hier immerhin auch an den ewigen Vater denken; allein die Bezeichnung „vultu juvenili“, sowie die Analogie mit dem „greisen Hirten“ im Gesicht der heiligen Perpetua dürfte wohl die meisten Christen veranlaßt haben, auch diese Gestalt auf Christus zu beziehen und mit jenem Hirten zu indentifizieren. Immerhin und jedenfalls scheint in diesem „vultus juvenilis“ (besonders mit Rücksicht auf die teilweise Verschiedenheit anderer Erscheinungen des Herrn in späteren Zeiten) zugleich eine außerordentliche göttliche Guttheißung jener Maßregel der Arkandisziplin ausgesprochen zu sein. (Die Jünglingsercheinung im Gesicht des heiligen Cyprian (Ruinart 211: Passio s. Cypriani c. 12.) wird von Hefele [Kirchenlexikon III, 295] offenbar mit Unrecht auf Christus bezogen.)

Doch noch belangreicher und zum Teil auch ursprünglicher als die Mehrzahl dieser äußeren dürften mehrere innere Gründe gewesen sein. Vor Beginn dieser Untersuchung sei indes hier nochmals betont, daß es sich hierbei nicht um den Ursprung oder die tatsächliche Existenz von „Guten Hirten“-Bildern handelt, sondern lediglich um deren hervorragende Beliebtheit und zahlreiche Verbreitung.

Innere Gründe.

1. Die Tatsache, daß die ältesten der uns erhaltenen und bis jetzt aufgefundenen „Pastor bonus“-Darstellungen Katakombenbilder sind, führt uns zunächst auf den Zweck der Katakombenversammlungen.

Der Zweck nämlich, zu welchem die ersten Christen in die dunkeln Katakombengrüfte hinabstiegen, war nicht etwa bloß die Feier des pflichtmäßigen Gottesdienstes, der Empfang der Sakramente und die pietätsvolle Ehrung ihrer daselbst bestatteten Toten, sondern es galt auch ganz besonders in jenen Stätten der Ruhe und des Friedens — gegenüber allen den Mühen, Drangsalen und Kämpfen, den Greueln, Qualen und Schrecknissen, dem „bittersten Leid und Weh“, das den von der Welt Geächteten im überirdischen Rom fortwährend begegnete, Geist und Gemüt zu erlaben, sich zu erheitern, zu erholen, zu stärken, mit frischem Mut und fröhlichem Vertrauen, mit lebhafter Hoffnung auf die ewige Siegespalme und mit jubelvoller Vorempfindung der himmlischen Siegesfeier in der ewigen Sabbatrube sich zu erfüllen. Dieser Zweck ergab sich von selbst aus der gewöhnlichen Lage der ersten Christen. Zu diesem Zwecke sollten und konnten aber

auch die auf den Wänden und Decken gemalten Bilder, die auf den Sarkophagen und Grabmonumenten eingemeißelten Reliefdarstellungen ihren Teil beitragen.

Das Bild des „Guten Hirten“, schon an sich dazu geeignet durch den Ausdruck eines ebenso ansprechenden, als leicht verständlichen Hochgrades erbarmungsvollster, hingebendster, unermüdlichster und opferfreudigster Liebe, kam diesem Bedürfnis noch außerdem und ganz speziell in mindestens dreifacher Weise entgegen. Es war fürs erste die Idee der Hirtentreue, die dem verständnisvollen betrachtenden Blick des Christen aus diesem Bilde klar und unzweideutig entgegenwinkte, der Hirtentreue nämlich im Sinne jener apostolischen Versicherung: „Fidelis autem Deus est, qui non patietur vos tentari supra id, quod potestis, sed faciet etiam cum tentatione proventum, ut possitis sustinere“ (1. Cor. 10, 13). Was konnte für die Tag für Tag dem Martyrium Entgegenharrenden trostvoller sein als diese Verheißung? Daß man das Bild des „Guten Hirten“ auch tatsächlich in diesem Sinne auffaßte, geht a posteriori schon aus dem Umstande hervor, daß dasselbe in Reliefform besonders häufig, nämlich relativ zu anderen plastischen Ueberresten jener Zeit, auf Sarkophagen und Grabmonumenten sich findet. Bei diesen gesellte sich zur genannten Idee — besonders wenn der Hinweis auf das himmlische Paradies ganz ausdrücklich durch die Darstellung z. B. eines fröhlichen Weinlesefestes — wie auf dem Sarkophag im Vatikanmuseum — hervorgehoben wurde, auch noch die trostvolle Vergegenwärtigung jenes unaussprechlich lieblichen Triumphgesanges der mit Erfolg gekrönten und über den Erfolg frohlockenden Hirtentreue des Herrn auf den Himmelsweiden des Jenseits: „Ich gebe ihnen (meinen Schäflein) das ewige Leben, und sie werden nicht verloren gehen in Ewigkeit, und niemand wird sie meiner Hand entreißen“ (Jo. 10, 28).

Für die Tatsächlichkeit sowohl, wie für die Ursprünglichkeit dieser Auffassung spricht auch die „Oratio post sepulchrum“ im Sacramentarium Gelasianum, sowie deren Analogon im griechischen Εὐχολόγιον, in der höchst wahrscheinlichen Voraussetzung nämlich, daß beide in eine sehr frühe Zeit zurückdatieren. Denn in denselben wird — ganz in Uebereinstimmung mit Jo. 10, 28 — der „Gute Hirt“ als Seelenführer beim Uebergang ins Jenseits aufgefaßt (Kraus I, 101). In der Wiederholung dieser Orationen bei jedem kirchlichen Begräbniß kann man zugleich einen ferneren äußeren Umstand erblicken, der durch die tiefe wohlthuende Nachwirkung auf Gemüth und Gedächtnis der Gläubigen schon für sich allein das „Gute Hirten“-Bild den Herzen besonders wert und teuer machen mußte. Endlich ist die Parallele zwischen dem „guten Hirten“ als „Seelenführer ins Jenseits“ und dem Hermes Ψυχωγός, in welcher Eigenschaft letzterer am allgemeinsten verehrt wurde, ein lautsprechendes Zeugnis dafür, daß sich die ersten Christen und zumal der damalige Klerus der Hermesähnlichkeit ihrer „Guten Hirten“-Bilder sehr wohl bewußt war, daß sie aber auch — vorab die geistlichen Oberhirten — sorgfältig auf höhere christliche Umdeutung derselben bedacht waren.

Sodann war schon die Hirtenidee als solche geeignet, mit der Vorstellung idyllischer Ruhe und erquickenden Friedens,

wie sie dem Hirtenleben im allgemeinen eignet, auch derartige Stimmungen und Gefühle in den Gemüthern zu erwecken und wohlthuend in die Herzen einziehen zu lassen.

Diese beruhigenden, erlabenden Eindrücke mußten eine weitere Steigerung erfahren durch die anmutige friedlich-heitere Jugendgestalt des „Guten Hirten“ mit dem Ausdruck wohlwollender herzerfrischender Freundlichkeit im Antlitz. Allerdings lag dieser Jugendgestalt ursprünglich und eigentlich eine ganz heterogene Veranlassung zu Grunde. Allein durch eine naheliegende Umdeutung konnte doch ganz leicht einerseits ein Hinweis auf die zu erhoffende ewige Jugend¹⁾ und die unvergänglichen Frühlingsauen des Paradieses, sowie anderseits auch die Idee in dieselbe hineingelegt werden, daß Jesus als der durch die Gnade innewohnende Seelenbräutigam jedes wahren Christen durch seine bräutliche Anverlobung auch seine Braut zu gleichem ewigen Jugendgenuß zu führen sich verpflichtet habe.

Die Wirkung mußte besonders nach dieser Seite noch unfehlbarer werden, wenn es dem Künstler gelang, durch getreuen Ausdruck der bezeichneten ebenso hehren als lieblichen Ideen das heidnische Kompositionsmuster — wenn auch nicht in der äußeren Technik — so doch in der Hauptsache, im seelischen Ausdruck, zu überflügeln. Und das war auch tatsächlich — wenigstens im allgemeinen Durchschnitt — der Fall. Ja gerade hierin kündigt sich, wenn wir Kuhn (III, 98) als Gewährsmann folgen, schon in den ersten Katakomben- und Pastor bonus-Gemälden — sofort eine neue Kunst, eine neue Richtung an. Es ist mit Bezug auf letztere nicht mehr eine gewöhnliche Jugendlichkeit wie beim heidnischen Hirten-gott: im „Guten Hirten“ erscheint sie wie verklärt durch den Reiz der Unschuld und Unbefangenheit; es ist nichtmehr die gewöhnliche Friedensruhe des stillen Hirtenlebens überhaupt, die in den Mienen des „Pastor bonus“ sich spiegelt: es ist vielmehr der reine stille Friede des Heiligtums, die heilige, unermesslich tiefe Sabbatruhe des himmlischen Paradieses. Ja, es darf angenommen werden, daß dieser seelisch-ideale Kunstfortschritt als der erste und ursprünglichste auf christlichem Boden vermöge des Beifalles, den er fand, auch auf die übrigen und nachfolgenden Darstellungen Christi während der Katakombenperiode, und in zweiter Linie auch auf die anderer heiliger Personen bestimmenden Einfluß geübt habe. Denn dieselbe ideale Jugendlichkeit und der gleiche seelische Ausdruck himmlischen Friedens und unbeschreiblicher Ruhe findet sich in den meisten Gestalten der Katakombenbilder, ganz besonders in denen Christi des Herrn. (Vgl. Kuhn III, 99; Jakob „Die Kunst im Dienste der Kirche“. S. 297.)²⁾

¹⁾ „Jugendlich sind sie und kräftig, und alle in der Blüte des Alters“ sagt St. Chrysostomus (hom. 10. in ep. ad Rom. 6, 1—3) von den mit Christus Auferstandenen. — ²⁾ Kuhn, der sich mit der Erklärung der Popularität der Pastor bonus-Darstellungen überhaupt nicht befaßt, bespricht den gleichen vor-

Daß nun alle die genannten Teilmomente, die wir unter dem Titel „Zweck der Katakombenversammlungen“ zusammengefaßt haben, eine große und besondere Beliebtheit der „Guten Hirten“-Darstellungen bei den ersten Christen zur Folge haben mußten, wird wohl niemand in Zweifel zu ziehen wagen.

2. Noch maßgebender jedoch und jedenfalls noch ursprünglicher mag ein anderer Grund gewesen sein; letzteres zumal in der nicht unwahrscheinlichen Voraussetzung, daß uns eine beträchtliche Zahl der allerersten und allerältesten „Guten Hirten“-Bilder zumal des Orients verloren gegangen ist. Wir erblicken diesen Grund in der hohen Wertschätzung der Angehörigkeit zum göttlichen Welt-erlöser und folglich auch im Gefühl der Dankbarkeit für die Gnade der Berufung zum Christentum, für die Wohltat der Erlösung, die eben in und durch den „Pastor bonus“ als einfache vollzogene Tatsache ausdrucksvoll zur Anschauung gebracht wurde. Dieses Dankgefühl und jene Wertschätzung muß eben in den Herzen der ersten Christen notwendig viel größer, lebendiger und allgemeiner gewesen sein, als sie sich leider in unseren Tagen findet. Von den Gründen soll nur des einen oder anderen Erwähnung geschehen.

Fassen wir zunächst die Judenthristen ins Auge. Dieselben mußten infolge ihrer Erziehung in den Schriften des alten Testaments ebenso gut, ja vielfach noch besser bewandert sein, als in denen des neuen Bundes. Da nun dem Bilde des „Guten Hirten“ unstreitig — außer der Stelle Joh. 10, 11 — die betreffende Parabel bei Matth. 18, 12f., Luk. 15, 4f. zu Grunde liegt, die einen Bibelfundigen unwillkürlich an die Stellen bei Jf. 40, 11; 53, 6;

genannten Zweck der Katakombenversammlungen in aller Kürze (a. a. O. III., 108) nur behufs Erklärung des Umstandes, daß vor Konstantin Szenen aus der Leidensgeschichte des Heilandes, ferner Bilder aus dem Leben großer, sonst so innig verehrter Blutzeugen fast ganz fehlen.

Der Ansicht, daß der besprochene Zweck der Katakombenversammlungen oder der einer höheren Erbauung überhaupt — mit der genannten Umdeutung nichts zu schaffen habe, sondern vielmehr ganz ausschließlich und direkt dem Ursprung und der Entstehung des barlosen Jugendtypus zu Grunde liege, stehen außer den vorhin berührten Momenten und Schwierigkeiten auch folgende Gründe entgegen: 1) Die Ungefährlichkeit in Verbindung mit der Geheimdisziplin mußte den ersten Christen — vorab dem maßgebenden Klerus — denn doch als ein noch wichtigerer Grund erscheinen, als die Anregung zu Gefühlen erquickenden Frohsinnes oder einer höheren Erbauung. — 2) Daß Maß, in welchem die barlose Jugendlichkeit des Herrn zu letzterem Zwecke beitrug, konnte doch für sich allein nicht gar so bedeutend und ausschlaggebend sein, um eine gewaltsame Abweichung von der historischen Auffassung des sich hienieden den opfervollsten Mühen und Anstrengungen unterziehenden „Guten Hirten“ hinreichend zu begründen. Letzteres könnte höchstens vom dritten Jahrhundert an dort der Fall gewesen sein, wo sich die erwähnte — von Tertullian und Klemens von Alexandrien (eben damals oder wenigstens erst ganz kurz zuvor) aufgestellte Meinung verbreitete, Christi Leibesgestalt sei häßlich gewesen. Die Künstler brauchten aber damals nur den bereits vorhandenen „Guten Hirten“-Vorlagen zu folgen. Noch anderes soll übergegangen werden.

Jerem. 23, 3; Ezech. 34, 11 — 16; 34, 23; 37, 24; Zach. 13, 7 erinnern mußte: welche Gefühle mußten einem solchen Bilde gegenüber die Seele eines gläubigen Judenthristen durchziehen! — So oft und so feierlich war ihnen, bezw. ihren Vätern und Ahnen, der Messias unter dem Bilde eines guten, liebevollen, seine Schäflein sammelnden und errettenden, sie liebevoll am Busen tragenden Völkerhirten verheißen worden; 4000 Jahre hatten sie sehnsuchtsvoll auf denselben geharrt und gewartet: und jetzt endlich — war er erschienen!

„Der verheißene große Völkerhirt — er ist wahrhaftig erschienen und Gott hat sein irrend Volk heimgesucht: das war ohne Zweifel der jubelvolle Gedanke, der freudige Dankesjubel, der beim Anblick eines solchen Bildes die Gemüther der Judenthristen beherrschen mußte — nicht bloß in der allerersten Zeit unmittelbar nach dem Eintritt der großen Tatsache, sondern auch noch einige Zeit später, bis eben das kleine Häuflein derselben durch Vermischung allmählich den Heidenthristen sich völlig einverleibte und unter denselben verschwand. Muß man nicht annehmen, daß an erster Stelle jene Judenthristen an der „Pastor bonus“-Darstellung das größte Wohlgefallen fanden und dasselbe auch kundgaben und weiter verbreiteten? Denn die Abneigung der Juden vor bildlichen Darstellungen ist eben erwiesenermaßen von protestantischen Schriftstellern stark übertrieben worden und bezog sich von Anfang an eigentlich nur auf plastische und „geschnitzte“ Darstellungen. Aber auch in letzterer Hinsicht mußte sich dieselbe bei denen von selbst stark modifizieren, die an Jenen glauben gelernt hatten, der als das Abbild des unendlichen unsichtbaren Vaters in der Umgrenzung der Sichtbarkeit erschienen war.

Wenden wir unsere Blicke auf die ersten Heidenthristen. Auch diesen mußte, obgleich sie in den Schriften des alten Bundes für gewöhnlich — wenn man vom Alerus absieht — nicht sonderlich bewandert sein und vielfach auch von den Judenthristen keine diesbezügliche Anregung empfangen konnten, das Dankgefühl für die Gnade der Erlösung und des christlichen Glaubens, welche ihnen der „Pastor bonus“ vergegenwärtigte, eine im Verhältnis zu späteren Jahrhunderten besondere Vorliebe für letztere Darstellung einflößen. Oder wie? Mußte nicht bei der chaotischen Menge der damals bunt durcheinander schwirrenden und sich vielfach durchkreuzenden, teils mythologischen, teils philosophischen Systeme, beim Zwiespalt ferner, der meistens zwischen der Lehre und dem Leben auch der besten nichtchristlichen Lehrer zutage trat, die Tatsache des trostlosesten verzweifeltsten Irrsahes, in welchem die außerhalb des Christentums stehende Menschheit umhergeschleudert wurde, dem Geistesblick der Heidenthristen in lebhaftester Vergegenwärtigung sich darstellen und so das Dankgefühl gegen den Erretter aus solch end- und ziellosem Geistes-

jammer wie mit Zentnergewalt den Gemüthern sich aufdrängen? Der „Gute Hirt“ war es aber eben, der ihnen als dieser Erretter entgegentrat; denn derselbe ist, wie aus dem Zusammenhange aller der auf jene Parabel bezüglichen Stellen des neuen wie des alten Testaments leicht ersichtlich ist, auch als Lehrer aufzufassen, der seine Schäflein hienieden nicht allein mit der Weide des inneren Trostes, der inneren Gnadenstärkung und mit der Gottes Speise seines eigenen Fleisches und Blutes, sondern auch mit der Weide seiner göttlichen Lehre großzieht, nährt und belebt. Man bedenke aber noch ferner:

Das bodenlose Elend, in welchem der größere Theil der zur Sklaverei verurtheilten Menschheit im Heidentum schmachtete; die Rechtlosigkeit und Verachtung, mit der im allgemeinen das Weib behandelt wurde; der entsetzliche Terrorismus, der heidnischerseits auf mehr als einem Gebiete herrschte; die moralischen Scheußlichkeiten des Heidentums endlich, von denen manche heute nicht einmal dem Namen nach bekannt sind: alles das stand den damaligen Christen lebhaft und leibhaftig vor Augen und mußte die Befreiung von solch harter Knechtschaft, solch unerträglichem Joche, solch tiefer ägyptischer Finsternis sie als eine unermesslich, unnennbar große Wohlthat aufs tiefste empfinden lassen.

Dazu kam der weitere Umstand, daß, da die Sendschreiben der Apostel damals perikopenweise in den Versammlungen der Gläubigen vorgelesen wurden, die geistlichen Funktionäre nicht verabsäumt haben werden, das zweite Kapitel des Ephesierbriefes, das den Heidenchristen das Glück und die Wohlthat ihrer Berufung zur Kirche der Auserwählten an Stelle der verworfenen Juden in eindringlicher, rührend schöner Weise vor Augen führt, besonders oft theils vorzulesen, theils auf andere Weise in Erinnerung zu bringen.

Allerdings mußte bei der Konzentrierung der erwähnten Dankbarkeitsmomente auf die Parabel vom „Guten Hirten“ dieser mit Beiseitesetzung des buchstäblichen Sinnes eine etwas weitere, allgemeinere Deutung gegeben werden. Allein unter Heranziehung der an und für sich schon höchst populären Stelle bei Joh. 10, 16: „Et alias oves habeo, quae non sunt ex hoc ovili etc.“ konnte eine solche Deutung auch den ungebildetsten Juden- und Heidenchristen nicht ferne liegen, zumal da einerseits die christlichen Prediger und Lehrer, wie aus Irenäus und Cyrillus erhellt, schon frühzeitig dem Volke auch eine allgemeinere Auffassung jener Parabel vortrugen, und da es sich anderseits hier für das Gefühl und die Vorstellung jedes Einzelnen zunächst nur um ein Einzelwesen, um ein einzelnes gerettetes Schäflein handelte, wie es eben die bildliche Darstellung vorführte.

Doch dürfte wohl ohne Zweifel neben dieser sich nicht selten eine noch weitere Uebertragung und Verallgemeinerung des buchstäblichen Sinnes geltend gemacht haben. Denn die Stärke des Gefühles

befruchtet die Phantasie und verleiht ihr gewissermaßen kühne Flügel. Dies führt uns auf ein drittes inneres Bevorzugungsmotiv.

3. So oft nämlich die Sehnsucht nach baldiger und allgemeiner Befehrung der Heidenwelt zum Christentum — besonders in Zeiten allgemeiner grausamer Verfolgung — lebhafter und dringender in den Herzen erwachte und naturgemäß auch nach einem bildlichen Ausdruck suchte: war es psychologisch hinlänglich motiviert und unter Berufung auf Joh. 10, 16 auch biblisch gerechtfertigt, das Schäflein auf der Schulter des „Guten Hirten“ in figürlich-symbolischer Verallgemeinerung auch auf größere Massen, ganze Völker oder Volksklassen, ja auf das gesamte Heidentum zu übertragen. Und je öfter und lebhafter diese Sehnsucht sich regte, desto häufiger mußte oder konnte auch eine derartige Applikation Platz greifen. Und da der zweite Teil der Stelle bei Joh. 10, 16, der freudigen Hoffnung einer recht baldigen Erfüllung ihres sehnichtsvollen Wunsches — wenigstens in Bezug auf den Sieg des Christentums über das griechisch-römische Heidentum — keineswegs entgegenstand: mit welch lieblich rosigem Schimmer mußte eben diese Hoffnung das Bild des „Pastor bonus“ in den Augen der ersten Christen umgeben, das ihnen diese Anwartschaft — zufolge ihrer Auffassung — so sichtbar vergegenwärtigte! Noch mehr mußte dies bei jenen der Fall sein, deren es schon damals viele geben mochte, die — entweder im Irrtum vom tausendjährigen Bestand der Kirche Christi befangen oder die Verheißung, daß Ein Schafstall und Ein Hirt werden solle, in der von Maldonat und Kornelius a Lapide zu Joh. 10, 16 besprochenen Weise mißverstehend — mit zuversichtlicher Gewißheit eine baldige Befehrung sämtlicher Heidenvölker erwarteten.

4. Auch aus der Auffassung des zunächstliegenden, eigentlichen oder buchstäblichen Sinnes der Parabel vom guten Hirten ergab sich ein den Zeiten der Christenverfolgungen ganz besonders eignendes Motiv für eine bevorzugte Vielfältigung und Verbreitung der „Guten Hirten“-Darstellungen.

Bekanntlich stellt Christus bei Matth. 18, 12 f., Luk. 15, 4 f. an die Schriftgelehrten und Phariseer die Frage, wer von ihnen, wenn er hundert Schafe hätte und eines davon sich verirrt (bei Luk. „wenn er eines davon verlöre“), nicht die 99 Schafe auf den Bergen (bei Luk. „in der Wüste“) zurückließe, und dem verirrtten (verlorenen) nachginge, bis er es gefunden — mit der nachfolgenden Zeichnung der großen Freude über das gefundene und gerettete Schäflein nebst der Schlußapplikation (bei Lukas): „Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“ Es handelt sich also hier nach dem unmittelbaren, literalen Sinne lediglich um ein einzelnes, der Herde des Hirten bereits zuständiges und — wenn nicht von Geburt, so doch schon seit ge-

raumer Zeit — völlig angehöriges Schäflein, das sich verirrt hat oder verloren gegangen ist. Der allegorische Sinn dessen unterliegt keinem Zweifel und wird vom Herrn selbst außer Frage gestellt. Es ist zunächst ein einzelner Christ oder Katholik als Sünder, als Gefallener, als Abtrünniger gemeint, ein Kind der Kirche, das sich, nachdem es durch die Taufe der Herde Christi einverleibt worden, von der Gemeinschaft mit Christo — sei es nur der inneren oder zugleich auch der äußeren — losgetrennt hat. „Si perdiderit unam ex illis.“

Gerade in der damaligen Zeit nun mußte diese Idee vom Erbarmen des Herrn gegen jedes einzelne verloren gegangene, verirrte Glied seiner Kirche besonders anziehend und eine Darstellung derselben besonders praktisch und vorteilhaft erscheinen. Denn da es leider auch vorkam, daß einzelne Gläubige den grausamen Folter- und anderweitigen Qualen nicht standhielten und den Glauben verleugneten: mußten in solchen Fällen alle Treugebliebenen, zumal die geistlichen Hirten und Seelsorger, nicht nur mit tiefer Trauer, sondern auch mit dem lebhaftesten Wunsche erfüllt werden, die Gefallenen um ihres Heiles wie um der Ehre der Kirche willen — ehebaldigst zur Rückkehr und zur Gutmachung des gegebenen Aergernisses zu bewegen. Wie sollte dies aber bewerkstelligt werden? Gingen ja doch die Unglücklichen leichtbegreiflich aus Scham oder Scheu jeder Berührung mit den standhaften Christen und zumal mit deren geistlichen Vorstehern schon von weitem aus dem Wege. Da gab es denn — außer inbrünstigem Gebete — offenbar kein besseres, meistens wohl überhaupt kein anderes Mittel, den Verirrten beizukommen, als die Benützung einer Gelegenheit, ihnen eine Darstellung des „Guten Hirten“ vor Augen zu führen. Bei manchen konnte auch die bloße Erinnerung an denselben, falls vor ihrem Abfall ihren Blicken bisweilen eines dieser Bilder begegnet war, im Bunde mit einer mächtig wirkenden und für gewöhnlich an äußere Anlässe anknüpfenden „Gnade“ — von entscheidender heilsamer Wirkung sein. Es mußte demnach vor allem den Vorstehern der Kirche daran gelegen sein, gerade das Bild des „Guten Hirten“ teils in den geweihten Versammlungsstätten, teils auch anderswo, soweit ihr Einfluß reichte, den Gläubigen besonders oft ansichtig werden zu lassen.

Die strenge Bußdisziplin kann nicht als paralyisierendes Gegengewicht gegen diesen Grund geltend gemacht werden. Denn von den wirklichen Motiven derselben (Gutmachung des gegebenen Aergernisses, Erprobung der Aufrichtigkeit und Dauerhaftigkeit der Besehrung, Satisfaktion für die göttliche Gerechtigkeit u. s. w.) kann kein einziges namhaft gemacht werden, das mit der werthtätigen Sehnsucht nach Rückkehr der Gefallenen auch nur im leisesten Gegensatz stände. Zorn aber, Aergern und Unwille waren von selbst und von vorneherein als Motiv jener Strenge ausgeschlossen. Die Befürchtung ferner, daß manche Gefallenen der Einladung des „Guten Hirten“ aus Abneigung vor der strengen Buße doch nicht Folge leisten würden, wurde mehr als aufgewogen durch die begründete, ohne Zweifel auch durch Tatsachen bestätigte An-

nahme, daß ebensoviele oder noch mehrere mit dem Beistand der Gnade der Einladung dennoch folgen würden, um so mehr, da gerade die Strenge der Buße den wahrhaft Reuigen und Zerknirschten — wenigstens an und für sich — höchst willkommen sein mußte. Ohnehin konnte und durfte von vorneherein ohne ganz besondere Gründe von keinem einzigen Gefallenen als gewiß oder auch nur wahrscheinlich angenommen werden, daß er gegen die Einladung taub bleiben würde.

5. Von Seite der kirchlichen Behörden selbst dürfte jedoch folgendes Moment für eine Begünstigung der „Pastor bonus“-Darstellungen noch früher maßgebend geworden sein.

In jenen Anfängen des Christentums, wo dieses sich äußerlich gleichsam unter der Dachwölbung des antiken Heidentums entwickelte und mit demselben noch vielfach in Berührung kam, war es auch eine Aufgabe von dringendem und weitgehendem Belange, das richtige Verhältnis zwischen dem christlichen Volke und seinem Klerus gegenüber den diesbezüglichen vielfach und wesentlich verschiedenen Verhältnissen im Heidentum — vor den Augen aller Gläubigen, rein, klar, untrüglich und eindrucksvoll für Gedächtnis, Geist und Gemüt — sich abheben zu lassen. Denn daß ohne vorbereitende Maßnahmen hierin leicht eine bedenkliche Verwechslung und Verwirrung Platz greifen konnte, dürfte wohl niemand bezweifeln. Welche Vorkehrung wäre aber geeigneter gewesen, jenes richtige Verhältnis — zumal im zentralen und wichtigsten Unterscheidungs Momente mit allgemein verständlicher Klarheit knapp zu skizzieren und kräftig zu markieren, als eben wieder die Darstellung des „Guten Hirten“? Symbolisierte dieselbe ja nicht bloß die Eigenschaften des apostolischen Priesters und Bischofs im Verhältnis zu seiner geistlichen Herde, sondern reziprok auch die echten uneräußerlichen Merkmale der hörenden Kirche gegenüber der lehrenden, der gehorchenden und untergeordneten gegenüber der machtbefugten und befehlenden. Die unermüdlche, hingebende, opferfreudige und mitleidsvolle Liebe nebst der Pflicht der Obfürsorge, der Leitung, Führung und Belehrung durch Wort, Tat und Beispiel einerseits, die der willigen unbedingten Folgsamkeit im Bunde mit Demut, Einfalt und kindlichem Zutrauen anderseits konnte schwerlich auf andere Weise bländiger, klarer und wirksamer mit einemmale zur Anschauung gebracht werden.¹⁾

¹⁾ Als ein faktischer Beleg für das Zutreffende des vorstehenden Grundes kann wohl füglich auch die vor ungefähr 20 Jahren in S. Clemente in Rom ausgegrabene kunstvolle Marmorstatue des heiligen Petrus gelten, die den Apostel als „Guten Hirten“ mit dem Lamm auf der Schulter darstellt und die wegen ihres hohen Alters doppelt an Bedeutung gewinnt. — Nicht zu vergessen ist auch, was Ruhn (III, 103) mit Recht bemerkt, daß der lehrhafte, symbolisch-allegorische Grundzug jener Gemälde und Statuen des Urchristentums notwendig eine Kontrolle und Aufsicht über die Künstler seitens der kirchlichen Behörden zur Voraussetzung hat. In den Katafomben und Kirchen mußte dies selbstredend am meisten der Fall sein. Andererseits ist auch von selbst klar, daß Kontrolle und Aufsicht — zumal in kirchlichen Wehestätten nicht als der einzige Titel zu betrachten ist, der den kirchlichen Vorstehern eine Einflußnahme ermöglichte.

Damit hängt noch ein fernerer Beweggrund zusammen, insofern eine Einflußnahme seitens der geistlichen Vorsteher auf die Vielfältigung religiöser Darstellungen nicht nur möglich war, sondern auch als wahrscheinlich angenommen werden muß.

6. In jenen Tagen der Verfolgung nämlich, wo die Ausübung des Priesterberufes mit so vielfachen Gefahren verbunden war, nach den Dienern des Altars und den Führern des christlichen Volkes mit verschärfter Spürkraft gefahndet, die eingefangenen meist mit ausgesuchten härteren Qualen gepeinigt wurden: war es auch von außerordentlicher Wichtigkeit, besonders dem niederen und heranwachsenden Klerus stets ein zugkräftiges, mächtig anregendes Vorbild vor Augen schweben zu lassen. Denn auch hier gilt jenes Horaz'sche:

Segnius irritant animos demissa per aures,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus.

(A. p. v. 180 sq.)

Welch instruktiveres symbolisches Anregungs- und Belehrungsmittel in Rücksicht auf hingebenden Seeleneifer und die Arbeiten des apostolischen Priesterberufes hätten aber die kirchlichen Oberhirten zu diesem Zwecke finden können als den vielfagenden stummberedten „Pastor bonus“? — War dieses Bild ja ohnehin von der heiligen Schrift ausdrücklich auch für die Beziehung und Anwendung auf die Apostel und deren Nachfolger ersten und zweiten Ranges als den sichtbaren Stellvertretern des ewigen Einen „Guten Hirten“ — bestimmt, geweiht und bevollmächtigt worden. (Vgl. 1 Petr. 5, 2—4; Joh. 21, 15 f.) Der den ersten Zeiten des Christentums noch ganz nahestehende Papst Gregor der Große hat in seiner bekannten herrlichen Homilie über die Stellen bei Joh. 10, 11—10, die gewissermaßen als ein Kommentar zur Parabel vom „Guten Hirten“ (bei Matthäus und Lukas) zu betrachten sind, ohne Zweifel auch die Gedanken aller seiner Vorgänger, sowie der ersten Priester und Christen überhaupt wiedergegeben: Gedanken, die in der bildlichen Darstellung des „Pastor bonus“ stereotypiert erscheinen. Es sei verstattet, einige Sätze aus derselben hieher zu setzen: Audistis, fratres carissimi, ex lectione evangelica eruditionem vestram, audistis et periculum nostrum. Ecce enim is, qui . . . essentialiter bonus est, dicit: Ego sum Pastor bonus. Atque ejusdem bonitatis formam, quam nos imitemur, adjungit dicens: Bonus pastor animam suam dat pro ovibus suis. Fecit, quod monuit; ostendit, quod jussit Ostensa nobis est de contemptu mortis via, quam sequamur; apposita est forma, cui imprimamur. Primum nobis est, exteriora nostra misericorditer ovibus ejus impendere: postremum vero, si necesse sit, etiam mortem nostram pro eisdem ovibus ministrare. A primo autem hoc minimo pervenitur ad postremum majus. Sed cum incomparabiliter longe

sit melior anima, qua vivimus, quam terrena substantia, quam exterius possidemus: qui non dat pro ovibus substantiam suam, quando pro his daturus est animam suam?

Wahrlich, wenn der Klerus der jungen Kirche solche und ähnliche Gedanken aus den „Guten Hirten“-Bildern sich herauslas, ist dessen so besonders ausgezeichnete Haltung in den Zeiten der Verfolgung nicht zu verwundern.¹⁾ Wer möchte es bezweifeln, daß die große Zahl solcher Darstellungen ein gutes Stück zu derselben beigetragen hat?

Die bisherigen Ausführungen bezogen sich hauptsächlich auf die malerischen „Pastor bonus“-Darstellungen jener Periode; die plastischen bedürfen noch einer besonderen Besprechung.

Von denselben sind — mit Ausnahme von nur 5 Statuen²⁾ — sämtliche bis jetzt aufgefundenen Exemplare — Sarkophagreliefs. Der Sarkophag hält aber ganz von selbst den Geistesblick des Beschauers sozusagen festgebannt auf die Persönlichkeit desjenigen, dessen irdische Hülle der Sarg umschließt. Mit dieser muß daher die Idee oder das Motiv des etwa darauf abgebildeten „Guten Hirten“ zunächst in Verbindung gebracht werden. Gehörte die im Sarge ruhende Staubbülle einer Persönlichkeit an, die einmal so schwach gewesen war zu fallen, aber durch Reue und Buße sich wieder aufgerichtet hatte; dann war die Allegorie dreifach gerechtfertigt und dreifach naheliegend. Der „Gute Hirt“ hatte an derselben seines Amtes gewaltet im Leben — (durch die Verführung in seine ausgewählte Herde, sowie durch die Hirtentreue, mit der er dem aus eigener Schuld Verirrten nachgeeilt war) — und dann wiederum bei und nach ihrem Tode, indem er sein Schäflein aus der zeitlichen Hürde in die ewige hinübertrug, wo es ihm nie und nimmermehr verloren gehen kann. Dieser Idee wird offenbar Ausdruck verliehen durch das Reliefbild auf dem Sarkophag von La Gayole (bei Marseille), dem ältesten der bis jetzt eruierten figurierten Särge — nach der Ansicht de Rossis. (Vgl. Kuhn, II, 289.) Stets und auf jeden Fall aber sollte durch dieses Relief ohne Zweifel die ewig unverbrüchliche und ewig dauernde An- und Zugehörigkeit des Verstorbenen zum „Guten Hirten“ — namentlich mit Bezug auf die erwähnte trostvolle Stelle bei Joh. 10, 28 — feierlich proklamiert und gewissermaßen besiegelt werden.

Wenn übrigens (nach der bisherigen Ansicht der Fachmänner) die meisten der noch vorhandenen mit Bildern ausgestatteten Sarkophage in die Zeit von der Mitte des vierten bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts fallen und „bis auf wenige Ausnahmen — wie Kuhn behauptet — handwerksmäßige Leistungen, trockene, mehr oder minder geschickte oder ungeschickte Wiederholungen überlieferter Stoffe sind“,

¹⁾ Von den Ausnahmen gilt bei näherer Besichtigung auch hier, ja hier ganz besonders: *Exceptio firmat regulam*. — ²⁾ Näheres bei Kraus (I, 226f.).

wobei auch die unbärtige Jünglingsgestalt des Hirten meist der historisch richtigeren jugendlich männlichen gewichen ist: so ist dies mit Bezug auf die „Pastor bonus“-Darstellung ein neuer Beweis für den vorhin bezeichneten Ursprung der älteren Kompositionsform, sowie für das besprochene erste und maßgebendste Motiv derselben, sofern ja in der erwähnten Periode von blutigen Christenverfolgungen keine Rede mehr war. Cessante causa cessat effectus. — Das längere „Festhalten aber an den alten Ueberlieferungen“ in der Sarkophagen-Skulptur erklärt sich betreffs des „Guten Hirten“ von selbst aus dem Umstande, daß gerade diese Darstellung für ein derartiges Gebiet künstlerischer Ausstattung dem vorhin Ange deuteten zufolge besonders geeignet erscheinen mußte, wenigstens und zumal solange die anregende Vision der heiligen Perpetua auf Grund öffentlicher kirchlicher Vorlesung noch allgemein im Gedächtnis der Christenheit haftete.

Den Umstand, daß die malerischen Darstellungen ohne Vergleich zahlreicher waren als die plastischen, hat der „Pastor bonus“ mit allen übrigen kirchlichen Kunsttypen — besonders der ältesten Zeit — gemeinsam. Die Besprechung der teils materiellen, teils und hauptsächlich idealen Gründe dieser Tatsache, die der kirchlichen Kunst nur zu hoher Ehre gereicht, gehört nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit. (Näheres bei Kuhn, „A. K.“ II, 282; Lüdtke, „Verehrung der Bilder in den ersten Jahrhunderten“ S. 30; Jakob, „Die Kunst im Dienste der Kirche“ S. 297.)

Fassen wir schließlich die angeführten inneren Gründe summarisch zusammen, so sehen wir, daß die ersten Christen im „Pastor bonus“ eben alles das vereinigt fanden, wessen sie nach Maßgabe der damaligen Verhältnisse — mit Rücksicht auf das Volk sowohl wie auf den Klerus — benötigten.

Es bedarf aber wohl nicht erst der Bemerkung, daß betreffs alles dessen späterhin bedeutend oder auch gänzlich geänderte Verhältnisse eintraten. Dieselben sind zu bekannt oder selbstverständlich, als daß es nötig wäre, sie einzeln zu registrieren. Demnach kann auch das relative Zurücktreten der „Guten Hirten“-Bilder in späteren Jahrhunderten — zumal in Verbindung mit dem immerhin auch in kirchlichen Kreisen nicht ganz außeracht zu lassenden Wandel- und Wechselprinzip „Variatio delectat“ — trotz des nach wie vor und immerdar an sich unveränderten Inhaltswertes derselben — nicht mehr rätselhaft erscheinen.

Vielleicht möchte hier noch jemand die Frage aufwerfen, in welchem Verhältnis der „Pastor bonus“ zum Gesamtverlauf der nachfolgenden dominierenden Hauptphasen in der kirchlich-religiösen Kunstdarstellung stehe, soweit sie Christus und sein Erlösungswerk betrifft. Darauf wäre zu erwidern, daß sich uns diesbezüglich unter der Leitung des der Kirche verheißenen Heiligen Geistes unverkennbar ein logischer Entwicklungsgang — von der einfachen Tatsache der Erlösung (der „Gute Hirt“) zu verschiedenen Stappen der Art und Weise darstellt, der endlich in der Herz Jesu-Darstellung den letzten Urgrund findet. Wenn man will, mag man diesen Entwicklungsgang auch psychologisch nennen.

II.

Läßt sich erwarten, daß die Darstellung des „Guten Hirten“ in näherer oder fernerer Zukunft sich die einstmalige Popularität

in der christlichen Kunstwelt wieder zurückerobert werde und wäre das auch wirklich zu wünschen oder zu befürworten?

Beide Fragen wurden unlängst — wenigleich in anderer Form und Fassung — von hochachtbarer Seite in einer vielgelesenen Publikation theils ausdrücklich, theils andeutungsweise bejaht.

So sehr nun auch die Bejahung der zweiten Frage an und für sich sowohl wie aus später anzuführenden besonderen Gründen auch den Verfasser sympathisch anmutet, scheint ihm doch die der ersteren jedenfalls einer bedeutenden Verkläuterung zu bedürfen.

Letztere Bejahung setzt nämlich voraus, daß alle die vorhin angeführten Umstände und Bedingungen, an welche die ausnehmend große Beliebtheit des „Pastor bonus“ einst geknüpft war, früher oder später vollzählig und vollständig wiederkehren werden. Jedenfalls müßten die meisten und wichtigsten derselben sich re-pristinieren. Wer aber könnte oder möchte dies im Ernste erwarten? Auch der Verfasser jener Publikation hat daran — mit einer einzigen Ausnahme — nicht gedacht. Seine Begründung lautet: „Da die Kunst mit Recht ein Spiegelbild der Zeit genannt werden kann, wird das Bedürfnis darnach — (nach der „Guten Hirten“-Darstellung nämlich) — sich gewiß wieder Bahn brechen, je stärker die Einigungsbestrebungen in der Christenheit von der Kirche aus wirken.“ Diese Begründung setzt als einziges oder doch als ursprünglichstes und maßgebendstes Motiv der alten „Pastor bonus“-Bilder die Idee des „fiet unum ovile“ durch allgemeine großartige Massen- und Völkerbefehrungen voraus. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht dürfte aus dem unter I Gefagten sonnenklar erhellen. Damit fällt auch von selbst die daraus*gezogene Folgerung, wofern nämlich nicht etwa bloß von einer gewissen — relativ zum gegenwärtig herrschenden Geschmack — merklich größeren Popularität dieser Darstellung die Rede ist, sondern vom ganzen vollen Hochgrade jener einstmaligen Beliebtheit derselben, zu welchem eben alle jene Faktoren, jeder einzelne seinen Teil, beigetragen haben.

(Der mißverständlichen Zweideutigkeit des Ausdruckes Einigungsbestrebungen soll hier nicht weiter gedacht werden, sofern derselbe im eigentlichen Sinne seitens der Katholiken höchstens nicht häretischen Schismatikern¹⁾ gegenüber zulässig ist — mit Ausschluß nämlich jedes wie immer gearteten Kom-

¹⁾ Bekanntlich sind heute alle faktisch existierenden sogenannten Schismatiker in Wahrheit Häretiker. Wenn aber die Verhandlungen des Florentinischen Konzils (1439) Unionsstrakte und jenes Konzil selbst Unionskonzil genannt wird, so war und ist diese Ausdrucksweise eben zunächst im Sinne jener Griechen zu verstehen, welche damals die Union mit der katholischen Kirche anstrebten und selbst die Initiative zu jenen Verhandlungen und zu jenem Konzil ergriffen hatten, ohne ihre häretischen Irrtümer, die sie schließlich verurteilten, von vorneherein anzuerkennen. Seitens der Lateiner ihres Orts konnte sodann der Ausdruck „Unionsbestrebung“, „Union“ u. s. w. nachsichtig zu Gunsten der Griechen in einem weiteren Sinne gebraucht werden.

promisses, das eben der Ausdruck an und für sich nahelegt. Den häretischen Konfessionen und noch mehr der Gesamtheit der Juden, der Mohamedaner, der götzendienerischen Heiden sowie der abtrünnigen Neuheiden gegenüber kann er unsererseits selbstredend nur in dem ganz uneigentlichen Sinne eines tatkräftigen Wunsches Anwendung finden, daß dieselben sich durch Verstandes- und Willens- Befehre mit der Kirche vereinigen möchten. Es ist auch von selbst klar, daß bei den ersten Christen von „Einigungsbestrebungen“ im eigentlichen Sinne dem Heidentum gegenüber überhaupt keine Rede sein konnte.)

Indes auch im obigen abgeschwächten Sinne stehen der Verwirklichung jener Erwartung — ohne gewisse Modifikationen — bedeutende Hindernisse im Wege.

Der Religions-Unterricht an der ungeteilten einklassigen Volksschule.

Von Joh. Ev. Pichler, Pfarrer, und Wilh. Pichler, Coop. in Maffau (Nied.-Oest.)

(Schluß.)

(Fortsetzung des Lektionsplanes.)

Zweites Jahr.

Neben jeder Lektion ist der Memorierstoff angegeben. Hierbei bedeutet „Fr.“ die Fragen aus dem großen Katechismus, „N. T.“ die biblische Geschichte von J. Schuster, bearbeitet von G. Mey, Neues Testament; „R.“ weist auf die 15 Rosenkranz-geheimnisse hin.

Drittes Hauptstück.

Von der Liebe und den Geboten.

2. Abteilung.

Von den zehn Geboten Gottes.

(Fortsetzung.)

1. 4. Gebot Gottes. Pflichten gegen die Eltern. Ehrfurcht Fr. 402, 403, gegen die Eltern als Stellvertreter Gottes (Der ägyptische Josef, 404, 408, 409. Cham). Liebe (Josef, Absalom). Gehorsam (Jesus). Lohn und Strafe (Josef, Cham, Absalom). Ehret die Eltern!
2. Fortsetzung. Pflichten gegen die Vorgesetzten und Fr. 410, 411, gegen das Alter. Pflichten gegen Pflegeeltern und Lehrer, 414, 415. Meister und Dienstgeber. Geistliche und weltliche Obrigkeiten und Pflichten gegen dieselben. Wann man Eltern und Vorgesetzten nicht gehorchen darf. Pflichten gegen das Alter. Liebet den Gehorsam!
3. 5. Gebot Gottes. Sünden gegen das leibliche Leben des Fr. 420, 422, Nächsten. Wegen das eigene Leben. Hütet euch, dem Nächsten 424. oder euch selbst zu schaden!
4. Fortsetzung. Sünden gegen das 5. Gebot in Gedanken und Fr. 421, (427, Worten. Versündigung gegen die Seele des Nächsten (Mergernis). erste Hälfte) 428, 429. Hütet euch, Mergernis zu geben!
5. 6. Gebot Gottes. Die meisten Verdamnten sind es wegen Fr. 431, 433, der Unkeuschheit. Wodurch die Keuschheit verletzt wird. Warum 436. man diese Sünden ganz besonders meiden soll.